

wenn sie mir in der „Reichswehr“ serviert werden, stellt sich die Entgegnung der „Arbeiter-Zeitung“ — 2 $\frac{1}{2}$ Foliospalten in kleinem Druck — als eine advocatorische Sagschrift dar, in der der Kunstgriff versucht wird, den von mir, mit Hinzueinsetzung aller Nebenfählichen, möglichst verständlich formulierten Thatbestand meiner Anklage, durch Hinzufügung aller Nebenfählichen in — gleichfalls zugestandenem Maße — ermüdend langweiliger Stilisierung zu verdunkeln. Es fällt mir natürlich nicht ein, diese Sagschrift mit einer Gegen-Sagschrift zu beantworten. Die Polemik über die von mir hervorgehobenen alten Thatbestände ist schließlich auch überflüssig geworden, da die „Arbeiter-Zeitung“ gerade in diesen Tagen den alten einen neuen Thatbestand hinzugefügt hat, der die — von intelligenten Lesern der „Arbeiter-Zeitung“ übrigens schon vor mir empfundene — Gerechtigkeit der Anklage beweist. Man lese nur einmal den Artikel über die Obstruction in der „Arbeiter-Zeitung“ vom letzten Freitag durch. In der Nachsitzung, von welcher dieser Artikel handelt, hat die Obstruction geradezu ein obstructionelles Heldentum geleistet. Und was weiß die „Arbeiter-Zeitung“ am Morgen nach dieser Nacht, noch mitten im heftigsten Kampf, darüber zu sagen? Kein Wort der Anerkennung für das Geleistete, statt freundschaftlicher Aufmunterung nur unnütze Nergeleien über das, was noch außer dem Geschehenen hätte geschehen können, wo doch das Geschehene allein — so meinen wir — anerkennenswert genug gewesen ist. — Am Schlusse ihres gegen meine Polemik gerichteten Bandwurms-Artikels bedauert die „Arbeiter-Zeitung“ die Leser der „Zeit“, „die alle Irrfahrten ihres Redacteurs von den Jungzechen über die socialistischen Protestanten bis zu den Herren Ruß und Bergelt durchzumachen haben.“ Dieser Vorwurf schmerzt mich gar nicht. Wohl habe ich vor zwei Jahren die Jungzechen unterstützt, aber nur solange, als sie sich politisch anständig benahmten, und just zu der Zeit, da sie ihr bestes Werk vollbrachten: den Sturz der Coalition. Sobald die Jungzechen ihre politische Ehre verkauften, habe ich sie auch sofort als „jungzechenische Deutschliberale“ bekämpft. Den gleichen Vorgang gedenke ich gegenüber der deutschfortschrittlichen Partei zu beobachten. Sie jetzt, wo sie wieder kämpft, zu beschimpfen, halte ich für unanständig. Wenn sie wieder gemein werden sollte, werde ich sie auch wieder angreifen, genau so wie ich es ihren Vorgängern, den Deutschliberalen unter der Coalition, und jetzt unter Baden den Jungzechen gethan. Mit dieser meiner Haltung gegenüber den Parteien habe ich bisher die Leser der „Zeit“ nicht irreführt und hoffe, dies auch in Zukunft zu vermeiden. Als durchaus unabhängiger Publicist beurtheile ich die Parteien ohne jede Voreingenommenheit lediglich nach ihren jeweiligen Thaten. Dadurch unterscheide ich mich vom Parteischmökler, der alles, was seine Partei thut, großartig findet, und alles, was andere Parteien thun, solange es nur, ohne den Verstand der Leser allzu stark zu beleidigen, noch halbwegs angeht, als verfehlt und dumm darstellen muß. Selbst die Redacteurs der „Arbeiter-Zeitung“ werden vielleicht den Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Publicistik noch gut verstehen, die Leser der „Zeit“ ganz gewiß.

Volkswirtschaftliches.

Der Generalversammlung der Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft war heuer mit besonderer Spannung entgegenzusehen worden. Man erwartete Aufklärung über den Zweck der großen Käufe in Alpinen Montan-Actien, welche Herr Wittgenstein im vergangenen Sommer für sich oder für ein Syndicat, an dessen Spitze er stand, ausführen ließ. An diesen Transactionen hatten die Actionäre der Prager Eisen-Industrie und die Finanzwelt im allgemeinen ein sehr bedeutendes Interesse: die Finanzwelt, weil das Bekanntwerden der Käufe des Herrn Wittgenstein viele zur Nachahmung veranlaßt hat, welche mit an der Tafel sitzen wollten und die Alpine kauften, weil sie überzeugt waren, daß wenn Herr von Wittgenstein diese Actien preiswert fand, sie dies auch unbesorgt thun konnten. Für die Actionäre der Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft im besonderen aber konnte es nicht gleichgültig sein, daß ihr Centraldirector der Großactionär des mächtigsten Concurrenzunternehmens wurde, an dessen Prosperität er mit einem riesigen Actienbesitz interessiert ist, auf dessen Leitung er sichtbaren bestimmenden Einfluß nimmt, in dessen Verwaltung er seine Vertrauensmänner entsendet, die er selbst jeberzeit zu überwachen und zu beherrschen in der Lage ist. Da die Actionäre nur einmal im Jahre die Möglichkeit haben, sich Auskunft über die Thätigkeit der von ihnen eingesetzten Verwaltung zu verschaffen, so mußte man annehmen, daß diese Gelegenheit benützt werden würde, um Aufklärungen zu erlangen; man nannte auch bereits gewohnheitsmäßige Generalversammlungsredner, welche das Wort ergreifen würden, und es war sogar verbreitet worden, daß Herr Wittgenstein, um diesen unliebsamen gewerbsmäßigen Störern das Wort abzuschneiden, von selbst die wünschenswerten Aufklärungen geben werde. Inbes nichts von dem allen ist geschehen. Herr Wittgenstein hat nicht gesprochen, den stets wißbegierigen Herren war wohl im privaten Wege die gewünschte Antwort erteilt worden, und wer bei uns ein echter Actionär sein will, ist bekanntlich nie neugierig. Folglich hat man nichts über den Zweck der Transactionen des Herrn Wittgenstein erfahren. Es lag aber immerhin genug Anlaß zu Benruhigung der Actionäre vor. Wenn auch kein Grund zur Annahme vorhanden ist, daß Herr Wittgenstein über seine Interessen bei der Alpine seine Pflichten gegen die Prager Eisen-Industrie vernachlässigen wird, so ist doch seine Doppelstellung als erster Beamte der Prager Eisenindustrie und einflussreichster Großactionär der Alpinen-Montangesellschaft ungewöhnlich und bedenklich; es läßt sich auch nicht verbürgen, daß nicht künftig einmal eine Collision der Interessen, welche heute angesichts des Kartells nicht vorhanden oder leicht zu eliminieren sein mag, thatsächlich eintritt. Je weniger aber Herr Wittgenstein von seinen Actionären oder von irgend jemand controliert wird, je mehr er also wirklich Alleinherrscher über die von ihm geleiteten Industrieunternehmungen ist, desto brennender wird für die Deffentlichkeit die Frage, ob es angeht, durch ein Schutzsystem, wie unsere Eisenzölle, thatsächlich einem einzelnen Mann ein Monopol über einen der wichtigsten Industriezweige zu überliefern.

Der in dieser Generalversammlung zur Verlesung gelangte Geschäftsbericht enthält auch eine Art Antwort auf unsere jüngsten Bemängelungen der Buchung

des Teplitzer Walzwerks. Es heißt da: „den bei dieser Transaction entstandenen buchmäßigen Verlust... haben wir nicht auf Gewinn- und Verlustkonto ersichtlich gemacht, sondern da uns eine entsprechende Höherbewertung diverser Activen zulässig erschien, im Bilanzkonto compensiert. Andernfalls hätte sich ein vollständig unklares Bild der Betriebsergebnisse unserer Werke ergeben.“ Dies bestätigt nur unsere Ausführungen, und der Schlusssatz, welcher die unrichtige Buchung entschuldigen soll, ist keine Entschuldigung; denn erstens gibt es keine für falsche Buchungen, zweitens ist die Bilanz durch diese Buchung nur noch unklarer geworden. Und das war wohl beabsichtigt.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Cluny, „Monsieur le major“ von Michel Carré und A. Bemède. Berlin. Goethe-theater, „Der Salontivoler“ von Moser. Neues Theater, Gastspiel des Ermete Zacconi. Köln. Stadttheater, „Der Strike der Schmiede“ von Joseph Beer und Victor Léon. Dresden. Königliches Schauspielhaus, „Agnes Bernauer“ von Otto Ludwig.

Der „Liquidator“ von Friedrich Gustav Triesch, den man gestern im Burgtheater gab, ist so ein Schwan in der alten Manier, die man kennt. In der berühmten Zeit des „guten alten Burgtheaters“ sind die Leute über solche Sachen selig gewesen. Jetzt wollen sie auf einmal nicht mehr: zwar lachen sie zu allen Scenen wie damals, aber nach dem Act erinnern sie sich jetzt, daß sie „gebildet“ sind, und fangen zu zischen an. So war es gestern: in jedem Act schien es, daß man sich glänzend unterhielt, aber nach jedem Act besann man sich, „literarisch“ zu sein, und wagte nicht zu klatschen. Man hat eben seit ein paar Wochen bei uns den Tic, „modern“ zu thun. Nun, das muß Sie ja doch freuen, sagt man mir, gerade Sie! Ich weiß nicht: mir ist eigentlich ein dummer Kerl noch immer lieber als der Snob; jener ist wenigstens ehrlich gewesen. — Gespielt wurde gut. Gut war Herr Thimig, der mit Laune allerhand Späße trieb, ohne freilich eine Gestalt zu schaffen, gut Herr Gimnig, gut Herr Zeska in seiner heiteren und angenehmen Weise, sehr gut Frau Schratt und Frau Mitterwurzer, denen Frau Pruby mit Geschmack secundierte, am besten in zwei drolligen Episoden Fräulein Brion und Herr Lewinsky.

Kein Schauspieler kann dreieinhalb Stunden lang ganz allein auf der Bühne stehen und ununterbrochen aus eigener Kraft und eigenen Einfällen unterhaltende Scenen bauen. Diesem Umstande, der fast schon ein Naturgesetz ist, verdanken wir die Entfaltung des „Herrn Pomeisl“, einer Wiener Posse von Krenn und Lindau. Es sollte damit nichts anderes als Pausen geschaffen werden, in denen sich der Held des Abends, Herr Pomeisl-Girardi, hinter den Coullissen erholen kann. Das ist den Verfasser gelungen. Sie haben für die Lücken, Girardi hat für den Humor des Abends gesorgt. Das Merkwürdige und Geniale dieses Girardischen Humors verrät sich wohl am besten darin, daß sich ihm der blasfertigste und verwöhnteste Literaturmensch, und gar wenn er ein Wiener ist, so gut wie die berühmte Hausmeisterin auf der vierten Galerie gefangen geben muß. Bei diesem Schauspieler hört in Wien die Kritik fast überhaupt auf, jedenfalls aber der Eifer des Kritikers. Und wie hat sich Girardi seit dem letztenmale, da wir ihn sahen, noch verbessert! Er ist jünger geworden, sein Spiel einfacher, frischer, gesunder. Ich vermute, daß er gerade jetzt großen, wirklich schauspielerischen Aufgaben mehr gewachsen wäre als jemals sonst. Seinen alten Valentin im „Verschwender“ gab er neulich auch wirklich entzückend, vor allem im zweiten Theil. Wie da mit dem Alter seine Haltung wieder männlich geworden ist, seine Stimme tiefer und mürb, sein Blick wie sein ganzes Wesen resigniert — so singt er auch das Hobblied — darin liegt Schwung der großen Schauspielkunst. Am Raimundtheater liegt es jetzt, diesem Talent auch die gute Gelegenheit zur Entfaltung zu geben. Aus der „Verschwender“-Vorstellung erwähne ich noch Fel. Miese, eine ausgezeichnete Rosel — aber fast noch mehr Begabung verrathend als wirklich vollendet — und den prächtigen Flottwell des Herrn Klein.

A. G.

Ein sehr wirksames Theaterstück, welches auch noch das Glück hat, für den treuesten Ausdruck der Künstler- und Menschenjugend gehalten zu werden — die Liebestragödie „Jugend“ von Max Halbe — hat in Wien die Bedeutung eines ganz besonderen Literaturereignisses erhalten. Die Censur hat es ja verboten, und die Theater strecken verlangend ihre Arme darnach aus. Die Deffentlichkeit wird bei jeder passenden Gelegenheit zum moralischen Richter in dieser Sache aufgerufen, und so interessiert man sich auf allen Seiten mit ganz außerordentlicher Wärme für das Werk und seinen Verfasser. Es war deshalb ein sehr glücklicher Einfall des jungen Recitators, Herrn Marcell Salzer, dieses Stück öffentlich vorzutragen. Der Erfolg gab ihm auch recht, der äußere sowohl wie die Wirkung auf den einzelnen Zuhörer. Herr Salzer liest überdies ausgezeichnet: farbig, kräftig, mit sehr deutlicher und stellenweise sogar seiner Charakteristik. Das Großthuerische, Naive in den Reden des jungen Helden gab er sehr glücklich wieder. Seine Recitation gab fast das Bild einer Theatervorstellung, nur mit Abkürzung der schauspielerischen Ausdrucksmittel. Er bringt naturgemäß nur eine halbe Geherde, das halbe Mienenpiel. Da er das aber mit großem Verständnis und richtigem Maß einheitlich und die einzelnen Stimmen sehr gut auseinanderzuhalten weiß, ist nicht auch die Illusion bloß eine